Volle Zusammenstellungen der einzelnen Farben überaus effektvolle Wirkungen erzielt werden. Atlas, den noch Ultencron besungen hat, Damast und Satin sind nicht mehr modern. Dafür ist ein moireeartiger Stoff mit einem perlmutterartigen Changeant neuerdings für Schuhzwecke angefertigt worden. Nicht unoriginell sind auch gekniffte, stark durchbrochene Seidenschuhe, die mit Glasperlen oder Edelsteinen besetzt sind. Die Seidenschnur hat gewöhnlich die gleiche Farbe wie der Strumpf. Die kommende Wintermode betont die Einfassungen wieder stärker. Einer großen Zukunft gehen die Flaumfeder- und Pelzbesätze, namentlich Blau- und Silberfuchs oder Edelmarder entgegen. Nicht zu vergessen sind Schuhe aus geglättetem Wildleder, das entweder mit Brand- oder Handmalereien verziert ist, oder Seidenschuhe, die mit Ornamenten bemalt sind. Die Form der Schuhe wird wieder eleganter, länger, dagegen halten sich die Absätze in mittlerer Größe, nicht allzuhoch und nicht zu schmal.

Die Bandleidenschaft in der Mode.

Eine wahre Bandleidenschaft hat in den großen Modezentren eingesetzt. Hüte mit breiten, flottierenden Bändern, kleine Capes, die mit um den Hals geschlungenen Bändern getragen werden, Bänder an den Regen- und Sonnenschirmen, Bänder an Schuhen, Bänder als Rosetten und Schleifen auf den Achseln und schmale, schwarze Sammtbänder als neuester Schmuck eines Frauenbaises, das sind die neuesten Verwendungen für Bänder. Am beliebtesten ist das mittelbreite schwarze Samtoder Seidenband. Breitere Bänder werden zu Gürteln und Schärpen um die Taille gewunden. Neben diesen schwarzen Bändern sind noch die mit lebhaften schottischen Zeichnungen beliebt. — Auch die Mode der künstlichen Blumen ist neu belebt worden. Sie haben für das moderne Stufenkleid eine originelle Verwendung gefunden. Der Saum jeder einzelnen Stufe wird mit einer einheitlichen künstlichen Blumenart besetzt, so daß also ein solches Stufenkleid nacheinander einen Kranz von Stiefmütterchen, Nelken, Rosen, Margeriten oder Veilchen aufweist. Doch werden diese künstlichen Blumen möglichst leicht und unregelmäßig angeordnet; jede Steifheit muß vermieden werden. Auch auf den geknüpften Handtaschen, die neuerdings in Aufschwung gekommen sind, werden künstliche Blumen getragen. Namentlich an der Innenseite, um den Fransenansatz zu verdecken.

Ein Riesenkuchen.

Bei jeder englischen Hochzeit spielt seit altersher der Hochzeitskuchen eine besondere Rolle; er will gleichsam das künftige Lebensglück der jungen Gatten symbolisch andeuten und sieht daher gewöhnlich einer Größe und Breite zu, die ihn seinen eigentlichen Endzweck, gegessen zu werden, leicht vergessen lassen. Am weitesten darin ging aber wohl der Hochzeitskuchen, der in diesen Tagen zu der Hochzeit der Herzogin von Fife mit dem Prinzen Arthur von Connaught mit Fleiß und Mühe gebacken, oder besser gesagt, gebaut wurde. Denn der Umfang dieses Kuchens genahmte weniger an ein Backwerk, als an ein Werk der Monumentalarchitektur. Auf einer mit allerlei Sinbildern gebildeten Basis, die unzählige fürstliche Wappen zeigt, und von Blumenkörben umgeben ist, ragte ein ganzer Klosk, eigentlich ein Tempel empor. Sechs Säulen trugen das schwere Rundgewölbe, unter dessen Schutze die kunstvoll aus Zuckerguß hergestellten Gestalten der Neuvermählten thronten. Das ganze, reichlich mit Zuckerbewurf geschmückte Teigbauwerk wies die für einen Kuchen gar stattliche Höhe von nicht weniger als 2 Meter auf, und nach altem Brauche mußte der Bräutigam, der in diesem Falle Herzstratendienste verrichtet, mit dem Messer diesen Kuchen tranchieren, um der Braut das erste Stückchen darzureichen.

Willy Fuhrmann

Oberammergau im bayer. Hochgeb.

Spezialhaus echt oberbayr. imprägnierter wasserdichter Gebirgs-

Loden-, Wetterkragen und Bozener-Mäntel

für Beruf, Reise u. Sport

f. Damen, Herren u. Kinder in allen Farben u. Preislagen. Jedes Stück wird nach Maß angefertigt.

Spezialität:

Federleichte poröse Kamelhaarloden. Lodenstoffe für Anzüge und Damen-Kostüme werden auch meterweise abgegeben.

Reich illustr. Katalog U u. Musterkollektion kostenlos.

Jeder Vogel hat verschiedene Federn, so auch der Strauß. Kaufen Sie deshalb nur

Edelstraußfedern.

Solche kosten:
40 cm lang, 20 cm breit, nur 10.— Mark
50 „ „ 20 „ „ „ 15.— „
60 „ „ 23 „ „ „ 20.— „
Schmale Federn 65—80 cm lang 7, 8, 9 Mark.
Alle Federn schwarz, weiß u. farbig fertig z. Ausnähen.
Nur zu haben bei
Moses, Dresden, Scheffelstraße.
Tüchtige Agentur Kamen i. Kartus wird nur 3 Mark.

H.H.

Angrn

Lustige Ecke.

Der Nörgler. Er war noch nie im Theater, nun sieht er zum ersten Male, in einer „Volksvorstellung", eine Oper. „Nun natürlich!" sagt er in Stimmung nach den ersten Chören und dem großen Quartett, „fürs Volk ist alles gut genug, nun singen sie alle auf einmal, um früher fertig zu werden.

Das Unausbleibliche. Der Neffe: „Onkelchen, heute nachmittag mußt du mir auf eine Stunde dein Auto leihen." „Schön, mein Junge, du bekommst es." „Ja, Onkelchen, aber könntest du mir nicht zugleich etwas vorschießen, um ein oder zwei Polizeistrafen bezahlen zu können?"

Höchste Gefahr. Arzt: „Mrs. Brown läßt mich zu ihrem Jungen holen; da muß ich schnell machen." Seine Frau: „Ist der Junge denn so krank?" Arzt: „Das glaube ich nicht, aber Mrs. Brown hat ein Buch „Was muß man tun, bevor der Arzt kommt", und da heißt's, schnell da sein, bevor sie's tut."

In nachdem. Hausfrau zum Anstreicher, der den Fußboden streichen soll: „Sagen Sie mal, in wie langer Zeit werden Sie wohl mit der Arbeit fertig sein?" Anstreicher: „Das weiß ich nicht. Der Meister sieht sich gerade nach einer anderen Arbeit um. Wenn er sie bekommt, dann werden wir hier schon morgen fertig. Wenn nicht, dann wird die Sache hier wohl die ganze Woche dauern."

Unvernünftig. „Es ist nicht zu sagen," klagte Banks verzweifelt, „die Frauen lernen nicht einmal die ersten Prinzipien einer guten Finanzwirtschaft." „Was ist denn los?" fragte Henderson. „Was los ist?" schrie Banks entrüstet. „Gestern, wie ich fort bin, verschluckt unser Baby einen Pfennig. Was tut meine Frau? Sie läßt einen Arzt kommen und zahlt ihm fünf Dollar, damit er den Pfennig wieder herausbringt."

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 42:

„Zeitalter".

Richtige Lösungen gingen ein 52. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 56. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Frau Marianne Albrecht, Frau Wipplinger, Walter und Georg Häder, Hans Schultz, M. Jentsch, Fr. Golbe, Margarete Jäschen, Käthe Breitter, O. Köhner, Fritz Otto, Frau M. Rejall, Frau Hagemann, Pauline Windsch, Hilda Kühe, F. Falk, F. Schulz, Martha Lünow, H. Wilde, Frau Marie Wiechers, Johanna Gornert, M. Fritze, Geschwister Schulze, Elisabeth Rost, Frau Rosel Voelsen, Marie Müller, Martha Klöß, Hedwig Baumeier, Albert Hofmann, Frau F. Wackernagel, Frau Rudel, Bertha Peter, Frau Rambach, Kurt Linke, Else Gruber, Fr. Hebestreit, Fritz Roller, Wurzhardt, Johannes Weinze;

von auswärts: Fr. Franze-Landsberg, Gertrud Meyer-Nienleben, Hertha Martin-Gerbstedt, Otto Martin-Gerbstedt, W. Trümpler-Querfurt, Gertrud Fahl-Oppeln, Anni Koch-Oberdöblingen, Paul Gräfe-Brachstedt, W. Heinemann-Nisleben, F. Heergesellc-Zörbig, H. Lehmann-Löbejün, W. Schneller-Dürrenberg, Lina Oertel-Breslau, Oskar Dietrich-Wernigerode, Margarete Burmeister-Merseburg, M. Zenker-Merseburg, Frau H. Wartenberg-Trebnitz.

Die Prämie: Hauffs Märchen, eleg. geb. entfiel auf Frau Rudel, hier.

Rätsel.

Was in Liedern ward gesetzt, —
Was so manchen Gelben labte
In der schönen Ritterzeit, —
Was auch jetzt noch schätzt der Kenner,
Freilich selten ist das echte,
Aber dann voll Kraft und Glut!

Wißt du wissen, was ich meine,
Dreimal drei der Zeichen suche,
Jede Gruppe dem ich dir.
Sinnlos nur für sich alleine,
Ist wohl jede, aber gibst du
Jeder noch ein Zeichen bei,

Dann im Biere ist die erste.
Und auch sonst in mancher Lade.
Zweite steht mit Blumenschmuck.
Eine Zahl nennt dir die dritte.
Filg' nun ohn' die fremden Zeichen
Die drei Gruppen zu dem Wort.

Prämie: Strassers Deutsches Preis-Kochbuch, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skatausgabe.

(a b c d die 4 Farben; A Ass; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die 3 Spieler.)

V. möchte einen Null machen, kann aber keinen aufgedeckten spielen, da er in einer Farbe die 9 blank hat. Im übrigen ist sein Null mathematisch. Er muß nun passen, da M., der Mittelhandspieler, auf folgende Karte a-Handspiel (Eichel-, Treff-Solo) ansagt:

a, b, cB, aK, D, 8; bA, 10; c10; dA.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Bube, Picque-Bube, Coeur-Bube, Treff-König, Treff-Dame, Treff-Acht, Picque-Ass, Picque-Zehn, Coeur-Zehn, Carr.-Ass.

Im Skat lagen dB, und cA. Das Spiel wird trotzdem verloren. Die Gegner kommen auf mindestens 60. Großspiel hätte M. freilich gewonnen, konnte es aber auch der Hand nicht riskieren, da er nicht wissen konnte, daß ein Bube und cA im Skat lagen und er also rechnen mußte, in a 2 Stiche, die mit Wimmelung 38 ausmachten, und in c einen Stich mit 25 abzugeben. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skatausgabe aus Nr. 41.

Kartenverteilung:

V. a, b, cB, aK, D, 7; bA, 10, D; d9.
M. cA, 9, 8, 7; dA, 10, K, D, 9; bK, 9.
H. dB, aA, 10, 9, 8; c10, K, D; d8, 7.
Skat: b8, 7.

Spiel:

1. V. aB, c7, a8. — 2. M. bB, c8, a9.
3. V. cB, b9, dB. — 4. V. a7, dA, aA (— 22).
5. H. cD, d9, cA (— 14). — 6. M. c9, cK, aK.
7. V. b10, bK, a10 (— 24). Damit haben die Gegner 60. Einsetzen in 5. Stich ist ausgeschlossen, die Gegner bekommen dann noch mehr. Ebenso wenn der Spieler im 2. Stich mit Farbe kommt.

Vom Büchertisch.

• **Arndts Werke.** Auswahl in zwölf Teilen, in 4 Bänden herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von August Leffson und Wilhelm Steffens. Jeder Band nur 2 M. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Wenn wir heute im Jubeljahr der Schlacht bei Leipzig auf jene große Zeit zurückblicken, so leuchtet uns unter den Helden der Befreiungskriege auch der Name Ernst Moritz Arndts als einer der hellsten entgegen. Was Stein und Hardenberg für die politische Aktion, was Blücher und Gneisenau für den Kampf mit Waffen leisteten, das wirkte Arndt für die geistige Bewegung. Ihm stand als Kampfmittel nur seine Feder zur Verfügung, aber er wurde mit ihr einer der mächtigsten Gegner Napoleons. Denn wenn die Völker nach der ersten Ueberrumpelung, nach langer Mutlosigkeit und Gleichgültigkeit sich langsam zur Erkenntnis ihrer Lage aufrafften, wenn der Wille, das Joch abzuwerfen, sich befestigte und ausbreitete, wenn der rechte Zeitpunkt zur Erhebung allgemein erkannt und ergriffen wurde, so ist all dies in erster Linie Arndts Verdienst, der nicht aufhörte, mit seiner weithin schallenden Stimme zu tadeln, zu warnen, zu belehren und anzufeuern.

• **Sieben Jahre nach der „Leipziger Völkerschlacht"** hielt als Jüngling der große Jenaer Theologe Karl von Hase an die Jünglinge der freien Hochschulen Deutschlands die bedeutsame und ergreifende Rede „Ein Jahrestage von Leipzig". Die Rede ist jetzt als Sonderschrift im Verlage von Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienen, als Liebhaberausgabe zum Preise von 3 M., als gewöhnliche Ausgabe zum Preise von 1 M.

• **Der Fremdenlegionär.** Von Friedr. Wilhelm Kolbe. Preis 60 Pf. Verlag für moderne Literatur Schubert & Co., Berlin, 1913.

• **Delbrück, R., Glaubensbekenntnis und wahres Christentum im Licht des Evangeliums Johannes.** Drei Vorträge. 0,80 M. — **Grape, Dr. J., In welchem Sinne nenne ich Jesum Christum meinen Erlöser beziehungsweise Verführer?** 0,80 M. Richard Mühlmanns Verlag (Max Grosse), Halle a. S.

• **Auslandsbuch für Kaufleute.** Band 1: Die deutschen Kolonien und das überseeische Ausland. Unter Mitwirkung von Fachleuten herausgegeben von A. Hogrefe. 328 Seiten in Ganzleinen gebunden 1,80 M. Buchverlag des Verbandes Deutscher Handlungsgehilfen zu Leipzig.

• **Waldemar Uhbe: Dat Russenjahr (1913).** Preis brosch. 1,80 M., eleg. geb. 2,80 M. Leipzig, 1913. Verlag von Otto Lenz.

• **Deutschlands Niedergang** ist der Titel des neuesten Heftes der Diskussion, Herausgeber Hans Ostwald (Verlag Walter Fliegel, Berlin W. 10). Das Heft ist eine eindringliche Warnung an alle Deutschen, die Augen rechtzeitig zu öffnen und dem durch den mit Erschrecken wachsenden Geburtenrückgang drohenden Niedergange bei Zeiten zu begegnen. Preis des Heftes 50 Pf.

• **Mode und Haus.** Erscheint zweimal im Monat. Mit Kolorit 1,25 M., ohne Kolorit 1 M. — Verlag John Henry Schwerin, Berlin W. 57.

• **Die Gartenlaube.** Wöchentlich 1 Heft. Vierteljahrs-Abonnement 2 M. Leipzig, Ernst Keils Nachf. (Aug. Scherl).

• **„Welt und Wissen",** illustrierte Wochenschrift, 15 Pf. pro Heft. Verlag Welt und Wissen, Berlin W. 9.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 43 — **Halle a. S., Sonntag, den 26. Oktober** — **1913**

Schatten sind des Lebens Güter,
Schatten seiner Freuden Schar,
Schatten Worte, Wünsche, Taten,
Die Gedanken nur sind wahr,
Und die Liebe, die du fühlest
Und das Gute, das du tust.

Franz Grillparzer.

Am offenen Feuer.

Von **Peter Grödener.**

Der Aufstieg war heiß und beschwerlich. Sylvia war wütend, über alles schimpfte sie, über den sonnigen Weg, über meinen Eigensinn, gerade den Aufstieg gewählt zu haben, meinen Humor und mein rasches Ausschreiten. Und als wir erst den Weg verfehlt hatten und vor einer Schlucht standen, da setzte sie sich nieder und weinte vor Wut; sie gebe auf keinen Fall zurück, schrie sie zwischen Tränen. Ich wollte sie küssen und trösten, doch sie stieß mich zurück und schalt mich einen langweiligen Narren. Da setzte auch ich mich auf einen Baumstumpf und sah sie an. Wie reizend sie in dem Kostüm aussah, ja, meine Liebe zu ihr hatte sich seit unserer Trennung nur noch gesteigert. Sie aber stützte den Kopf auf beide Arme und sah einer Wolke nach, die rasch gegen den Ortler hinzog. Sie schien mich ganz vergessen zu haben, und ich begann zu fühlen, daß sie meiner Liebe fast sei und nach einem Grund suche, mit mir zu brechen. Endlich erhob sie sich mit einem resignierenden Seufzer, wir gingen eine halbe Stunde bis zur Wegkreuzung zurück und stiegen dann gegen die Jägeralm auf. Inzwischen war es 5 Uhr nachmittags geworden, und als von allen Seiten schwarzgraue Wolken aufzogen, zweifelte ich immer mehr, daß wir noch bis zum Abend das Schutzhaus erreichen könnten. Es fielen schon schwere Tropfen, als wir bei einer Almhütte ankamen. Der Bauer redete uns ab, weiter zu gehen, wir würden in einen Schneesturm kommen, und bot uns an, in seiner Hütte zu übernachten. So schmutzig diese auch aussah, so blieb uns nichts anderes übrig, und wir traten in den finsteren, fensterlosen Raum. Ein offenes Feuer erfüllte die ganze Hütte mit Rauch, der in den Augen brannte. Wir wollten schon wieder umkehren und wieder weitermarschieren, doch als wir die Tür öffneten und draußen der Regen in Strömen niederging und ein eisiger Wind gegen die Hütte stürmte, ließen wir uns am offenen Feuer nieder; wir blickten in die Glut und hingen unseren Gedanken nach. Die Bäuerin wollte ein Gespräch anknüpfen, doch Sylvia antwortete ihr nicht, und ich tat, als verstände ich den Dialekt nicht. Ich merkte, daß Sylvia öfters mit dem Spitzentaschentuch an die Augen fuhr, als wäre es wegen des beißenden Rauches, doch weinte sie wieder vor sich hin, und Tränen rannen die Wangen herab.

So saßen wir etwa eine halbe Stunde, als die Tür aufgerissen wurde und ein Mann hereintrat, von denen Kleidern das Wasser rann. Er sprach mit dem Bauern und trat dann in eine Ecke der Stube, wo er den Rock und die Schuhe ablegte. Hierauf machte er sich eine Weile an seinem Rucksack zu schaffen und trat später an unser Feuer. Nachdem er seinen Namen genannt hatte, setzte er sich Sylvia gegenüber. Er hatte jetzt nette Sandalen an den Füßen und trug anstatt des Rockes eine blaue Leinenjoppe. Ich beobachtete ihn; er war ein selten schöner Mann, seine große, elastische Gestalt, das braune, glattrasierte Gesicht mit dem dunklen, etwas langen Haar nahmen sofort für ihn ein. Das Gleiche mußte Sylvia empfinden, denn sie war wie ausgewechselt. Sie hatte sich zurechtgesetzt, legte ihr Jäckchen ab, und als ein Gespräch über den Aufstieg in Gang kam, beteiligte sie sich lebhaft, erzählte Einzelheiten, von denen ich gar nicht gewußt hatte, daß sie sie bemerkt habe, und vergaß ganz zu erwähnen, daß sie fast immer geschimpft und mich einen langweiligen Narren geheißen hatte. Sie sah ihn mit strahlenden Augen an, genau so, wie einst mich, wenn wir an Winterabenden im Atelier beim Tee gesessen hatten. Es war spät geworden und Sylvia hat ihr Gegenüber, wegen eines Abendessens mit der Bäuerin zu verhandeln. Er sprang auf, wischte einige Worte mit ihr und setzte sich dann wieder ans Feuer; er schien angeregt und heiter, sprach aber ruhig und klar, ohne jedwede Affektation, wenn auch seine Worte nur für Sylvia bestimmt waren, denn mich übersah er konsiant. Er berichtete dann, etwas anderes als einen Sterz könne uns unsere Wirtin nicht anbieten, und erklärte die Zubereitung dieser Bauernspeise. Inzwischen brachte die Bäuerin eine große Pfanne ans Feuer, tat mit einem nicht recht sauberen Holzlöffel ein enormes Stück Butter hinein und stellte ein Säckchen heran, das ein körniges, schmutzig gelbes Mehl enthielt. Wir stierten alle wie gebannt ins Feuer und sahen dem Stück Fett zu, daß jetzt in der Pfanne zu schmimmen begann. „Vor etwa 17 Jahren", begann jetzt unser Dritter mit seiner vollen, warmen Stimme, „mußte ich selbst solch einen Sterz zubereiten, und damals schmeckte er mir besser als irgendeine andere Speise." „Wollen Sie uns den Abend mit dieser Geschichte vertreiben?" warf Sylvia leicht hin.

„Gern, aber wie wollen mich Gnädigste belohnen, wenn mir das gelingen sollte?"

Sie lächelte ihn an wie mit einem Jugendfreund, sagte dann aber: „Sie werden die Geschichte schon gratis erzählen müssen, denn wie könnte ich Sie belohnen?" Mein Herz schnürte sich bei dieser Antwort ein wenig zusammen, er aber zog eine kurze englische Pfeife hervor, nahm einen glimmenden Spahn aus der Glut, entzündete sie damit und begann:

„Da ich mich im Gymnasium durch meine Streiche unmöglich gemacht hatte, war es der Wunsch meines Vaters, daß ich Offizier werde, und mit 19 Jahren wurde ich als Kadett einem salzburgischen Jägerbataillon zugeteilt. Es war im Sommer 1878, und ich war erst wenig Wochen in meiner neuen Garnison, als der Befehl kam, daß das Armeekorps, zu dem mein Bataillon gehöre, nach Bosnien abzugehen habe. Die ersten Tage vergingen uns allen wie in einem Friedensmanöver, als aber einmal die Grenze überschritten war und wir in ein weg- und steglosES Gebirgsterrain kamen, hörte die freudige Laune von selbst auf. Ich würde Sie ermüden, wenn ich erzählen sollte, in welch steter Nervosität wir zwischen den waldigen Hängen hinzogen, in dem ständigen Gefühl, in einen Hinterhalt geraten zu sein, und welche Mühsal wir ertrugen. Doch daran gewöhnten wir uns, das Terrain wurde einem vertraut, und den Feind hatte man auch schon kennen gelernt. Aber an die Verpflegung gewöhnte man sich nicht, im Gegenteil, von Woche zu Woche wurde es ärger. Und doch, Sie mögen ja vielleicht geringschätzig lächeln; ärger als alle Strapazen empfanden wir die schlechte Verpflegung. Denn durch Wochen hindurch frisch geschlachtetes Ochsenfleisch mit Hafergrütze zu essen, das ist schwer zu ertragen. Kamen wir gegen Abend ins Lager, so begann man erst das Vieh zu schlachten und an die Kompagnien zu verteilen, und bevor je vier Mann ihre Ration erhalten und in den kleinen Kochkesseln gar gekocht hatten, wurde es oft 10 Uhr nachts. Dann hockte man an einem Baume und begann apathisch und abgemattet das zähe Fleisch zu kauen, das den Zähnen nicht nachgab, sondern wie Gummi wurde, so daß man es nicht schlucken konnte und ausspuckte. Dazu die ungesalzene Grütze."

Die Pfeife war ihm während des Erzählens ausgegangen, er entfachte sie, paffte einige Male gegen die Decke und fuhr dann fort:

Es war Ende August, wir waren nach manchen erfolgreichen, blutigen Gefechten ins Innere des Landes vorgedrungen. Eines Nachmittags, als wir gerade unser Lager bezogen hatten, ließ mich mein Hauptmann rufen und teilte mir mit, daß er von einem gefangenen Türken gehört habe, daß im nächsten Weiler jenseits des Berges im Keller eines Hauses — er bezeichnet es mir auf der Karte — ein österreichischer Soldat seit Tagen gefangen gehalten werde und dem Hungertode preisgegeben sei. Eine Ahnung sage ihm, daß dies der Unteroffizier jener Aufklärungspatrouille unserer Kompagnie sei, die vor acht Tagen ohne denselben zurückgekehrt war; ich möge mit einigen Mann dahin aufbrechen, um ihn zu befreien und den Türken gefangen ins Lager zu bringen. Ich brach um 6 Uhr abends mit meinen acht Leuten auf und wir stiegen im Wald den Berg hinan. Am Gipfel angelangt, eröffnete sich uns die Aussicht auf ein weites Plateau, das in Wellen sanft abfiel bis zu einem Bach, an dem silbrig glänzende Olivenbäume standen. Zwischen diesen sahen wir weiße Häuschen mit flachen Dächern und kleinen vergitterten Fenstern. Wir warteten am Waldrande, bis die Dämmerung hereinbrüche; die Soldaten holten ihre Pfeifen hervor und unterhielten sich leise von der Heimat; einer meinte, es sehe hier genau so aus wie bei ihm zu Hause in Kärnten. Mich stimmte diese naive Aeußerung melancholisch, auch ich mußte an das Häuschen zwischen den Georginen denken, wo meine Mutter den Abend verbringen und an mich denken mochte. Gleichzeitig beschlich mich eine nie sonst unbekannte Aengstlichkeit, vielleicht durch den schwülen, gewittrigen Abend erzeugt; ich hatte das Gefühl, als laure der Tod in einem der weißen Häuser unten im Tal auf mich. Ich sandte drei Leute mit aufgepflanztem Bajonett als Spitze voraus, und wir gelangten ohne Zwischenfall an das Haus, wo inzwischen ein Fenster sich matt erleuchtet hatte. Ich trat mit fünf Leuten ein; ein alter, nahezu erblindeter Türk war dessen einziger Bewohner. Soweit meine Sprachkenntnis reichte, versuchte ich ein Verhör, bekam aber nichts heraus, da er auf alles nur eine Antwort hatte, er sähe ja fast nichts mehr und wisse von nichts. Ein Mann blieb zu seiner Bewachung, während wir eine Laterne entzündeten und das Haus zu durchsuchen begannen. Wir stiegen in den kalten feuchten Keller hinab, riefen nach dem Soldaten, durchleuchteten jeden Winkel, aber die leeren Oeffnungen, die überall herumlagen, gaben gespenstig unsere Stimmen zurück. Ebenso fruchtlos war unser Suchen in allen übrigen Räumen. Der Türke, der bei der Rückkehr in die Stube den Zorn über die Enttäuschung aus den Worten der Soldaten heraushören mochte, und für sein Leben zu fürchten begann, machte jetzt plötzlich das Geständnis, es sei vor drei Tagen ein Gefangener hierher gebracht, doch noch vor derselben Nacht fortgeschafft worden, er vermute, in das Haus des Ziegenhirten Ivo oben am Hügel. Trotzdem ich den Worten nicht recht traute und eher annahm, daß er uns bloß fortbekommen wollte, blieb mir nichts anderes übrig, als auch noch dort zu suchen. Wir fanden die verfallene Hütte, die ganz zwischen den Oelbäumen versteckt lag und betraten den nackten Raum, der nach Käse und Mist stank und fanden den Hirten, der genau so alt und gebrechlich war wie der Türke. Er warf sich auf die Knie, wimmerte und weinte, als er uns mit aufgepflanztem Bajonett

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19131026026/fragment/page=0001

einreten sah. Seine Herde sei fortgetrieben worden, er sei zu alt für den Krieg, er bete bloß noch und warte auf die Rückkehr seiner Ziegen. Wir durchsuchten sein Haus, was bald geschehen war und fanden natürlich nichts.

Jetzt schien es mir klar, daß mein Hauptmann von dem Arnauten betrogen worden war, vielleicht um sich an dem Türken zu rächen, oder uns hierher zu locken. Unwillkürlich machte ich eine Wendung gegen die offene Tür, doch ruhig lagen die Wiesen im Dunkel dar. Ich rief meine Leute zum Aufbruch. Da fiel mein Blick auf den Holzblock neben dem Herd, wo ein Säckchen stand. Ich trat hin, griff hinein und ließ schönes, gelbes Heidenmehl durch meine Finger laufen. Ich fragte nach dem Preise, der Hirte wollte es mir schenken; ich bezahlte es ihm jedoch und übergab es einem Soldaten. Es war stockfinster, als wir hinaustraten, wir konnten nur langsam vorwärts kommen, und als wir endlich den Wald hinter uns hatten und unsere Feldwachen passierten, war es halb zwei Uhr nachts geworden. Mein Hauptmann erwartete mich, um mich berichten zu lassen, und schäumte vor Wut, als ich alles erzählt und meinen Verdacht aussprach.

Wie um ihn zu besänftigen, erwähnte ich, welche Kriegsbeute ich im letzten Moment gemacht hatte und wirklich, sein Gesicht verzog sich zu einem Lächeln; das Säckchen wurde gebracht und liebkosend ließ er das Mehl durch seine Finger rinnen. Dann wurden alle Offiziere geweckt, und er erzählte ihnen von meiner Expedition und kündigte schließlich an, daß der Kadett jetzt einen Sterz kochen werde, zum Mahle seien die Herren eingeladen. Jetzt wurden mit einem Male alle munter, man umringte mich, schüttelte mir die Hände, klopfte mir auf die Schultern, ein alter Oberleutnant fragte mich, ob nicht morgen wieder ein Gefangener zu befreien sei. Heiter traten wir an ein Feuer, das rasch angefacht war, in einem Kessel zerließ ich ein riesiges Stück Rinderfett, ein anderes hatten wir nicht, und bald begann der Sterz zu schmoren. Und alle saßen wir herum und sahen voll Ungeduld zu, da war kein Einziger, der jetzt ans Schlafen gedacht hätte, so ausgehungert war man nach einer neuen Speise. Es war vielleicht drei Uhr nachts, als wir endlich unsere Eischalen füllen konnten und zu schmausen begannen. Dann zündeten wir uns Zigaretten an und plauderten noch vergnügt und lachend, wie man es nach einem guten Mahle zu tun pflegt."

Der Erzähler verstummte. Nach einer kleinen Pause schloß er mit den Worten: „Das war die Geschichte von dem Sterz, den ich gekocht habe."

„Und", fragte Sylvia, „haben Ihre Kameraden Sie nicht für Ihr liebenswürdiges Geschenk belohnt?"

„Doch", entgegnete er, und etwas wie eine zarte Verschämtheit stieg in seine Augen, „da ich als Kadett noch ganz zur Mannschaft gehörte, so bekam ich auch nie Zucker zu meinem Kaffee, da der Train nur so wenig fortbringen konnte, daß der Vorrat knapp für die Offiziere reichte. Ich trank also täglich meinen Kaffee mit Ueberwindung bitter, worum sich bis zu jenem Tage keiner der Offiziere gekümmert hatte. Als wir aber unser Mahl beendet hatten und schon das Feuer löschen wollten, griff mein Hauptmann in seine Tasche und schenkte mir für jedes Stückchen Zucker, und alle Offiziere der Kompagnie taten wie auf Verabredung das gleiche, so daß ich einige dreißig Stückchen in meiner Mütze sammelte, mit denen ich dann eine nette Zeit auskam."

Er schwieg wieder, ich mußte darüber nachdenken, wie einfach und sympathisch seine Stimme gelungen hatte, als er das hinzufügte, und ich wünschte, ich könnte sein Freund werden. Dann sah ich aber Sylvia an, die ihn mit den Augen verschlang, und ich dachte mir: hätte ihn doch damals bei den Bosniaken der Teufel geholt!

Entlaubte Aeste.

Skizze von Lothar Brenkendorf.

So sehr der Gymnasialprofessor Ludwig Bertholds wegen seiner rücksichtslosen Strenge von seinen Schülern gefürchtet wurde, niemand hätte ihm doch nachsagen können, daß er sich jemals herbeigelassen hätte, einem Angeber zu lauschen oder gar selbst zu spionieren. Und doch ließ er sich heute sogar verleiten, in fremden Briefschaften nachzuforschen.

Mit seltsam hartem und verschlossenem Gesicht war er von seinem gewohnten Spaziergang heimgekehrt, und ohne Zögern hatte er sich in das Zimmer seiner Nichte begeben, die ihm seit einem halben Jahre zugleich Haustöchterchen und Wirtschafterin war. Es war ein einfaches, anspruchsloses Mädchenstübchen, ohne einen anderen Schmuck als den der peinlichsten Ordnung und Sauberkeit. Aber dem Professor wurde es doch ganz eigen zu Sinn, als er jetzt inmitten des Zimmers stand und darin Umschau hielt. Ihn grüßten die alten, so wunderlich geformten Mahagonimöbel ja wie liebe, vertraute Freunde. Hatten die doch bereinst schon genau so in dem Stübchen der Frau gestanden, deren Tochter er heute in seinem Hause beherbergte. Aber es war ein gefährlicher Zauber, den sie auf ihn übten, und heute am wenigsten durfte er sich ihm hingeben. Sein Gesicht nahm wieder einen strengeren, härteren Ausdruck an, als er sich einen Stuhl vor den zierlichen Schreibtisch am Fenster rückte und die einzige, vertrauensvoll unverschlossene Schublade desselben öffnete.

Draußen lag der Hausgarten in der kahlen Oede des beginnenden Winters. Eine gewaltige Eiche streckte ihre entlaubten Aeste bis zum Fensterstims empor und minutenlang ruhten Bertholds Augen auf den entblätterten Zweigen. So war ja auch von dem Baume seines Lebens alles abgefallen, was sein Dasein geschmückt hatte, alles, was er geliebt und was ihm Glück und Freude gewesen war. Sie alle waren dahin gegangen wie die welken Blätter, die da drunten schon der erste Schnee bedeckte: Freunde und Feinde und gar viele von den Lieblingsschülern, auf die er einst seine stolzesten Hoffnungen gesetzt. Er war nichts mehr als ein armer, kahler Stamm, und nie war ihm die Schmucklosigkeit seines zur Rüste gehenden Lebens so schmerzlich zum Bewußtsein gekommen, als in dieser Stunde, da sich auch das letzte dürftchen herbstlichen Abendscheins hinter düstere Winterwolken verkriechen zu wollen schien.

Tief und scharf schnitten sich die Falten in seine Stirn, als er nun das Schubfach zu durchsuchen begann, und als ihm endlich, in dem hintersten Winkel versteckt, eine Anzahl von Briefen in die Hände fiel, die mit einem roten Seidenbändchen umwunden waren. Er dachte zurück an die Szene, deren Zeuge er heute auf seinem Spaziergang geworden war. Sein Weg hatte ihn in eine entferntere Gegend geführt, und da war er der beiden ansichtig geworden, die, sich eng umschlungen haltend, vor ihm her gegangen waren. Er hatte ihre Gesichter nicht gesehen, und er hatte sie doch beide erkannt. Seine 17jährige Nichte war die eine; und der andere — der andere war ein Lieblingsschüler, den er fast wie einen Sohn geliebt hatte. Wohl hatte er seit Wochen schon mit geheimer Sorge bemerkt, daß Rudolf in der Arbeit nachließ — und das vier Wochen vor dem Abiturienten-Examen. Aber niemals war ihm der Gedanke an einen so schmählichen Vertrauensbruch gekommen. Ohne daß der junge Mann was wußte, lebte er seit Jahren von dem Gelde des Professors, der die angeblichen Stipendien aus seiner Tasche stiftete. Und an einen Unwürdigen sollte er all die Opfer, sollte er seine Liebe verschwendet haben!

Nun machte er sich doch daran, die Briefe zu lesen. Sie sagten ihm nichts Neues; sie bestätigten ihm nur das, was er sich nach dem Gesehenen selbst hatte sagen können. Seit Wochen war er von denen betrogen und hintergangen worden, denen er das vollste Vertrauen geschenkt hatte. Was tat es, daß nur mit Ausdrücken der Liebe und Verehrung in diesen Briefen von ihm die Rede war — es machte den Verrat nicht besser und nicht verzeihlicher. Unerbittlich hatte er zu richten, was geschehen war, mochte dieses Richteramt ihm auch den besten Teil seines Lebens kosten.

Offen legte er die Briefe auf die Schreibtischplatte — man sollte sehen, was er getan hatte. Er konnte es vor sich selbst und vor anderen verantworten. Und eben wollte er sich erheben, als sein Blick noch einmal auf die offene Schublade fiel, der er die Briefe entnommen hatte.

Und heiß stieg ihm das Blut zu Kopf. Ein altes Buch in abgegriffenem Einband war es, das er erblickte — die vergoldeten Lettern, mit denen das Wort „Tagebuch" in einer Ecke geschrieben stand, waren verblaßt und kaum noch lesbar. Aber Ludwig Bertholds wußte, was das für ein Buch war. Er hatte es in den Händen der Mutter seiner Nichte gesehen, als sie noch nicht die Frau seines Bruders gewesen war, und er wußte, daß sie darin Rechenschaft abgelegt hatte über die Vorgänge in ihrer Mädchenseele.

Seine Hand zuckte nach dem Buch — aber noch wagte er nicht, es zu ergreifen. Hatte er ein Recht dazu, es zu lesen? Er hatte diese Frau geliebt, wie er nie wieder einen Menschen geliebt hatte — durch sie war er sein Leben lang einsam geblieben. Aber niemals hatte er ihr von seiner Liebe gesprochen. Ihr Vater war sein Wohltäter gewesen, wie er jetzt Rudolfs Wohltäter geworden war. Der wohlhabende Gelehrte hatte dem mittellosen Studenten den Universitätsbesuch ermöglicht, hatte ihn fast erholten. Und Ludwig Bertholds hatte es nicht gewagt, die Tochter seines Wohltäters zum Weibe zu begehren. Er hatte warten wollen, bis er sich eine Position geschaffen hatte, und er hatte das Mädchen nichts ahnen lassen von dem, was in seinem Herzen vorging. Sein Bruder aber war weniger ängstlich gewesen, und dieser hatte sich genommen, was er nicht zu begehren wagte.

Der Professor kämpfte einen schweren Kampf — aber er unterlag. Mit zitternden Händen ergriff er das Buch, um die ersten Seiten aufzuschlagen. Und er las — las mit heißen Augen und stockendem Herzschlag. Es waren nicht sehr bedeutsame Dinge, die die Achtzehnjährige ihrem Tagebuch anzuvertrauen gehabt hatte — bedeutsam nur für den, dessen Herz fähig gewesen war, eine Liebe durch ein langes Menschenleben zu bewahren. Und eins war es, das Ludwig Bertholds heiße Schauer durch den Körper jagte, das ihn erbeben ließ in Qual und Freude — daß fast auf jeder Seite von ihm die Rede war. Was er gelogt und was er getan hatte — hier fand er es getreulich aufgezeichnet. Sie hatte über Worte gegrübelt, die er vielleicht absichtslos gesprochen; sie klagte ihren Kummer, wenn sie vielleicht einmal uneinig geworden waren, und sie freute sich über jeden Erfolg, den er davongetragen hatte. Der Professor atmete schwer, und seine Fäuste zogen sich krampfhaft zusammen. Sie hatte doch seinen Bruder geliebt — nicht ihn, nicht ihn! Es konnte nicht anders sein — und jetzt — nach dem, was geschehen war — jetzt durfte es nicht anders sein.

Dann wurden die Eintragungen spärlicher, und es war seltener von ihm die Rede. Es war fast, als hätte die Schreiberin ein Leid bedrückt, das sie nicht einmal den verschwiegenen Blättern anzuvertrauen wagte. Bis zu dem Tage führte das Buch, an dem sie sich verlobt hatten — die folgenden Blätter aber waren durch Papierstreifen zusammengeklebt, die die Tochter wohl nicht zu lösen gewagt hatte.

Es flimmerte dem Professor vor den Augen, und die Gegenstände verschwammen seinen Blicken. Noch einmal kämpfte er und er kämpfte furchtbar — aber die Versuchung war übermächtig. War es ihm doch, als müßten ihm diese verhüllten Blätter die Gewißheit bringen, vor der er sich fürchtete und nach der er doch verlangte, wie der Verdurstende nach einem Tropfen Wasser lechzt. Und mit einer Schere trennte er die Papierstreifen ab.

Sekundenlang währte es, bis er imstande war, den Sinn der Worte zu fassen. Dann aber las er, was da von unsicherer Mädchenhand geschrieben stand:

„Ich habe mich mit Ludwigs Bruder verlobt — Gott verzeihe mir, wenn es ein Unrecht war. Aber ich konnte nicht anders. Herbert ist gut und edel; zu ihm kann ich mich flüchten vor meinen Wünschen und Gedanken. Ich habe ihn nicht belogen; ich habe ihm gesagt, daß ich ihn noch nicht so liebte, wie ein Weib den Mann lieben soll, dem sie für's Leben folgt. Er will mir Zeit lassen, er will nichts von mir verlangen, was ich nicht geben kann. O, es tut mir so gut, einen Menschen zu haben, der mich liebt, ich bin Herbert so dankbar für seine Liebe. Er wird mich vergessen lehren, er wird mir Zeit lassen, zu vergessen und zu überwinden. Ich habe ihm auch nicht verschwiegen, daß ich einen anderen unglücklich liebte. Er hat mir seine Hand nicht aufgedrängt; aber es war alles so klug und vornehm, was er sagte, so zartfühlend. Ihm kann ich schrankenlos vertrauen, ich weiß es. Und es quält mich nur so, daß ich ihm verschweigen muß, wen ich liebe. Er hat mich nicht danach gefragt, aber er würde mich vielleicht nicht heiraten, wenn er es wüßte.

Nein, ich begehe kein Unrecht damit. Ich werde mich bemühen, Herbert zu lieben, und es wird mir gelingen. Ich bin ihm ja auch gut. Zwei Jahre habe ich nun gewartet, daß der offene Schublade fiel, der er die Briefe entnommen hatte.

Und heiß stieg ihm das Blut zu Kopf. Ein altes Buch in abgegriffenem Einband war es, das er erblickte — die vergoldeten Lettern, mit denen das Wort „Tagebuch" in einer Ecke geschrieben stand, waren verblaßt und kaum noch lesbar. Aber Ludwig Bertholds wußte, was das für ein Buch war. Er hatte es in den Händen der Mutter seiner Nichte

Wenn Mutter nur noch lebte — sie hätte ich fragen können. Vater kann ich nichts sagen, ich habe ihn sehr lieb, aber ich kann ihm das nicht sagen. Nun ist es ja auch entschieden. Gott, laß mich nicht unglücklich werden, gib, daß ich Herbert glücklich machen kann. Ich will ihm gewiß sein, was ich ihm sein kann. Ich will ihn gewiß lieb haben. Aber ich glaube nicht, daß ich ihn so werde lieben können wie L. Ich habe viel geweint, aber ich glaube, daß es nun gut werden wird. Ich wünsche L. alles Gute, wenn er nur glücklich wird. Mir ist so angst — Aber ich konnte doch nicht anders."

Aufrecht stand der neunzehnjährige Primaner vor seinem Professor. Er war sehr blaß; ahnte er doch, weshalb man ihn hatte rufen lassen. Aber er wich Ludwig Bertholds Blicken nicht aus.

„Man hat mir angezeigt, daß Sie eine heimliche Liebschaft hätten", begann der Professor, und unverwandt sah er dem jungen Manne in die Augen. „Ich muß Ihnen sagen, daß ich selten so empört gewesen bin. Gerade von Ihnen hätte ich etwas Derartiges am wenigsten erwartet. Sie sind sich doch wohl darüber klar, daß Ihre ganze Zukunft ruiniert sein kann? Eine schlechte Note im Betragen schließt Sie vom Examen aus, und natürlich würden Ihnen die Stipendien entzogen werden. An ein Studium wäre garnicht zu denken."

„Herr Professor — ich —"

„Lassen Sie mich ausreden. Weil Sie sich bisher gut geführt haben, soll — aus besonderer Rücksichtnahme — von einer Anzeige Abstand genommen werden. Natürlich nur unter gewissen Voraussetzungen. Ich nehme nämlich an, daß Sie nur das Opfer einer gewissenlosen Verführung geworden sind. Nennen Sie mir also den Namen des Mädchens, damit gegen dasselbe entsprechend vorgegangen werden kann. Tun Sie das nicht, so haben Sie die Folgen zu tragen.

Der andere war leichenblaß. Aber er stand aufrecht wie zuvor, und er zögerte nicht mit der Antwort.

„Ich bin mir meines Unrechts bewußt, und ich werde die Folgen tragen, Herr Professor. Den Namen des — des Mädchens aber werde ich nicht nennen."

Minutenlang blieb es still — so still, daß Rudolf seinen schweren Herzschlag zu hören meinte. Dann stand Professor Ludwig Berthold auf. Beide Hände legte er seinem Schüler auf die Schultern, und tief senkte sich sein Blick in den des jungen Mannes.

„So will ich Ihnen verzeihen", sagte er mit verschleierter Stimme. „Und ich will ihn Ihnen ebnen — den Weg zum Glück. Nur hätten Sie früher zu mir kommen sollen und sprechen, Rudolf. Es ist nicht gut, zu schweigen und zu warten — es ist nicht gut!"

Aus der Welt der Frau.

O Mutterliebe, schönste Erdenblume, wer sang ein würdig Lied zu deinem Ruhme?
Ludwig Brill.

Die ganze Welt mit ihren reichen Schätzen, die Mutterliebe kann sie nicht ersetzen.
Karl Gerok.

Vom Taschentuch der Dame.

Ist es die Sitte, die Mode oder die Hygiene, die veranlaßte, daß sich im Verhältnis der Dame zu ihrem Taschentuch eine Aenderung vollzogen hat? Vielleicht haben alle drei Faktoren gemeinsam dazu gewirkt, daß das Taschentuch nur noch als Gebrauchsgegenstand bei Erkältungen dient, im übrigen jedoch ein zierliches Luxusding bleibt. Zur Zeit seiner Einführung in die Welt der Moden — es soll Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Italien gewesen sein — und damals, als einige Dezennien später in Deutschland das „Kaßletteln" in den Händen der Schönen nicht fehlen durfte, hatte es noch eine respektable Größe, die eine Benutzung zuließ. Freilich nur vorsichtigerweise in der Mitte, während die franzenbesetzten oder bestickten Zipfel sorgsam und ein wenig prahlerisch über die Hand herabfielen. . . .

Wird man nicht zufällig Zeuge still vergossener Tränen, so erblickt man in der Hand einer Dame von heute selten noch das Schmuptüchlein. Wohl birgt jedes Handtäschchen ein Taschentuch, und keine Dame möchte es missen. Doch es genügt ihr das Bewußtsein, daß ein Tüchlein vorhanden ist, um bei eventuellem Gebrauch zur Hand zu sein, aber nur in seltenen Fällen wird man es in Gesellschaft oder unterwegs zu Gesicht bekommen. Es ist nicht mehr üblich, mit dem Taschentuch zu prunken, wie es unsere Großmütter taten, wenn sie das „Sackerl" unter der Taille schoben, so, daß nur die reichen Spitzenecken zum Vorschein kamen, oder wie die Empire-Damen, die es im Reticule bargen, nicht ohne die Spitzenfranzen hervorzutun. Oder gar wie die Damen des Rokoko, die das Tüchlein mit den feinen Spitzenrändern ständig in der Hand trugen, um die Feinheit des Gewebes, die wertvollen Spitzen daran bewundern zu lassen und sich mit einer Wolke von Parfüm zu umnebeln, die ihm entströmte.

Das moderne Taschentuch ist so fein und so zart geworden, daß es in dem niedlichen Beutelchen oder Handtäschchen noch genügend Raum findet und selbst in der Handbeutelung verschwinden kann, am ganz heimlich, gelegentlich im Winter auf der Straße an die Nase oder bei rührsamer Szene im Theater an die Augen geführt zu werden. Doch so fein es ist, es bietet doch dem Luxus ein Feld, der Verwendung des feinen Linons der mündlosen Stickereien und duftigen Spitzen. Diskret, wie die Verwendung, die das Tüchlein findet, soll auch sein Zierat sein. Taschentücher, die zwischen ihren hängenähnlichen Spitzen nur noch ein winziges Mitteln von Leinenbeistoff trotzen, gehören zum alten Familienschmuck, der besonderen Gelegenheiten reserviert wird. Wir schätzen wieder, wie die Damen der Empire-Zeit, die geradelattigen zarten Spitzen von Malines, von Valenciennes und Binche, wählen unter den handfeinen Linons mit niedlichen unaufdringlichen Handstickereien und zierlichen Zonarbeiten, vermeiden dabei alles Bunte und alles Auffällige.

So ist es heute. Und morgen? . . . Die Kriminalinen, Volants und Falbeln kommen wieder, Taschen finden sich als Neuheit an und als eine der ersten Folgeerscheinungen neue Taschentücher, größer als die bisherigen und mit abgerundeten Ecken, kunstvoll in ihren Handstickereien längs der Kante und besitzer in ihren Spitzen, die weiß, artlich oder schwarz sein dürfen — ganz wie zur Zeit der Krinoline.

Von den Amazonen in Amerika,

die dem Amazonenstrome seinen Namen gaben, erzählt Dr. Alfred Semerau in einer lesenswerten Studie in Velhagen und Klasings Monatsheften. Danach wurde der größte Fluß Südamerikas, der anfangs nach dem Namen dessen genannt wurde, der ihn zuerst befuhr, Orellana, der Amazonenstrom umgewandelt, als Orellana in Europa erzählte, seine Ufer würden von einem Stamm kriegerischer Frauen bewohnt, die nicht nur Bogen und Pfeile führten und ihre Felder bebauten, sondern auch fern allen Männern lebten und nur zu einer gewissen Zeit von denen eines Nachbarstammes besucht würden. Die Mädchen aus diesen Verbindungen verblieben den Müttern, die Knaben den Vätern. Diese kriegerischen Frauen wurden Gonia-pu-hara (große Weiber) genannt. Als die Spanier von der Mündung aus mehrere hundert Meilen gefahren waren, wurden sie auch wirklich dieser Amazonen ansichtig. Unter der Indianern, die sie am Landungsplatz sahen, sahen sie eine Schar Frauen, die nicht nur tapfer kämpften, sondern auch die Männer zum heftigsten Widerstande anfeuerten und wütig die sieben wollten, mit Keulen niederschlugen. Es waren große Gestalten von schöner Gesichtsbildung und starkem Gliederbau. Das Haar trugen sie in langen Flechten um den Kopf; außer den Keulen hatten sie Bogen und Pfeile; sie waren unbekleidet. Sieben fielen, darauf flohen die Indianer. Wieder und wieder finden wir in jenen Zeiten in den Berichten und Reiseberichten die Erzählungen von den Amazonen. Legenden aller Art wuchern üppig auf und unkanien die karge, fahle Wirklichkeit. Daß die Legende von diesen Mannweibern ein so langes Leben hatte, erklärt sich aus dem kriegerischen Charakter der Frauen mancher Stämme der Neuen Welt, wie es denn zu allen Zeiten Frauen gab, die an Mut, Tapferkeit und Ausdauer den Männern ein Vorbild sein konnten. Fast jedes Volk und jede Zeit nennt eine Amazone ihr eigen, von Judith an, die Holofernes den Kopf abhieb, und der Stythenkönigin Tomyris, die den großen Cyrus unterwarf, bis auf die letzten Jahrhunderte. Naturgemäß erheben sich diese Amazonen in kriegerisch bewegten Zeiten am höchsten, und manche hat im Dichter ihren begeisterten Herold gefunden, so Jeanne d'Arc, Auguste Krüger, „das Mädchen von Friedland", Eleonore Prohaska und andere.

Zum Charakterbilde der modernen Französin

liefert ein Gespräch, das eine der erfolgreichsten jungen weiblichen Rechtsanwälte von Paris in diesen Tagen mit dem Mitarbeiter eines englischen Blattes führte, interessante Aufschlüsse. Die junge Advokatin suchte zunächst ihre Erfolge vor Gericht zu erklären. „Die Frauen sprechen sich freimütiger und rückhaltloser aus, sie sind gegenüber dem Mitglied des anderen Geschlechtes bekangen, sie fürchten, daß ihr Gesichtspunkt nicht verstanden werde. Und wie könnte das auch der Mann, Dafür kommen die Frauen mit ihren Sorgen zu gern zu mir, besonders in Ehe- und Scheidungsangelegenheiten." Aber das Interessante ist, daß auch die Zahl der Männer wächst, die in derartig komplizierten Fällen, die bei den Anwalt eine starke Fähigkeit des Nachfühlens voraussetzen, weibliche Juristen in Anspruch nehmen. „Erst kürzlich vertrat ich in einem solchen Prozesse den Ehemann, und der Gerichtspräsident war nicht wenig verblüfft, mich für einen Mann plädieren zu sehen." Dann aber sprach die Juristin von dem Geist der neuen Frau in Frankreich und von der Abneigung der modern gesinnten Französinnen, sich den englischen Bestrebungen nach einem Frauenwahlrecht anzuschließen. Gewiß, man wünscht das Wahlrecht, aber das ist ein letztes Ziel und vorher ist viel wichtigere Arbeit zu leisten. Das junge Mädchen und die junge Frau von heute will ihre Fähigkeiten ausbilden, will etwas lesen, irgend etwas Fruchtbares und Nützliches. Man spreche nicht immer davon, daß das eine Vernachlässigung des Haushaltes mit sich bringen müsse. „Die Führung eines Haushaltes ist nicht mehr der komplizierte Prozeß, der sie einst war. Wir wenden unsere Kleider nicht mehr selbst und backen unser Brot nicht mehr im Hause; der Haushalt ist ein Mechanismus geworden, den eine intelligente Frau so zu organisieren versteht, daß sie persönlich der Arbeit nur höchstens zwei Stunden zu widmen hat. Was soll sie mit dem Rest ihrer Zeit anfangen? Man jammere auch nicht über die Frauen, die einen Beruf ergreifen, der ihren Fähigkeiten nicht entspricht. Die Zeit wird alles ausgleichen. Die Frau, die einen Beruf nicht ausfüllen kann, wird ihn bald wieder aufgeben müssen, die Hauptsache bleibt immerhin der Wille zur Arbeit und zur positiven Leistung. Und der ist vorhanden . . .

Die neueste Haartracht.

Trotz all der Exzentrizitäten und Bizarrerien die die Mode entfaltet, liegt doch in ihrem häufig verworrenen Streben der tiefere Sinn eines harmonischen Stils. Die runden vollen Linien und Wellen, die in den Roben gesucht werden, klingen wieder in der Haartracht, die danach strebt, der natürlichen Fluß des Haares in ihren ondulierten Lagen und komplizierten Arrangements festzuhalten. Die hohe Frisur, die in der Coiffure mehr und mehr zum Siege gelangt, wird entweder durch ein Vorschieben, Vertiefen und Umlegen der gewellten Flechten oder durch einen delmartigen Aufbau, durch das Schaffen aufgetürmter Massen erreicht.

Die Ponylocken über der Stirn nehmen der Frisur die Strenge und Kälte; sie werden noch häufig abzentuiert durch ein über die Stirn gelegtes Perlenband. Die Verzierung der Haartracht geschieht bei großen Abendfrisuren durch eine bekrönende Edelsteintiara, durch Aigretten von Paradies- und Straußenfedern. Bandgarnierungen aus Moiré werden viel getragen oder es wiegen sich auf dem duftigen Gewoge große Tülfschmetterlinge oder zarte Gebilde aus Spitzen. Verschiedentlich versucht man Chignonformen in Gestalt einer „8" zu bringen, aber die meisten Damen ziehen dem ein festes Haarnest vor, das durch einen großen mit Steinen besetzten Schildkrötenkamm gehalten wird. Die allgemeine Hinneigung zu den Moden des 18. Jahrhunderts verleiht den gepuderten Coiffüren einen besonderen Reiz; sie passen zu der Drapierungen der Röcke, den Fichus der Korsage den zarten Farben und den Mouchen, die die Grazie des Rokoko anklingen lassen.

Was die Schuhmode bringt.

Solange der jetzt herrschende kurze Rockschnitt die Gunst der Mode bewahrt — und noch deutet nichts darauf hin, daß er in der Gunst der Damen sinken wird — so lange wird auch der Schuhluxus seine guten Tage haben. Schon jetzt sind die modernen Schuhkünstler eifrig bei der Arbeit, um für den kommenden Winter neue Neuheiten vorzubereiten. Es ist eine bunte Karte zum Teil recht überraschender Einfälle, die die neue Schuhmode präsentiert. Die Neuheiten beziehen in erster Linie die Stoffe, aus denen die modernen Schuhe hergestellt werden. Für Ballschuhe ist in letzter Zeit mit großem Erfolg ein besonders präpariertes Krokodilleder, in gebeizten und geblichten Nuancen, verwendet worden, das in seiner eigenartigen Zeichnung und Färbung etwas durchaus Aparies und Persönliches zu bieten hat. Die nachhaltige Wirkung auf die feinen Ballschuhe werden die Pelze ausüben, die jetzt in verschiedenartigen Zusammensetzungen gebraucht werden. Höchst originell sind Ballschuhe aus weißem Wildleder, die mit einer schwarzen Fellborte eingefaßt sind. Auch Mautwurfsfelle, die einen überraschend originellen Ton liefern, und die im letzten Jahr bekanntlich in ausgedehntem Maße für die Hut- und Mützenmode verwendet worden sind, geben eine frappante und elegante Fußbekleidung. Für Gesellschaftsschuhe ist Seal, Breitschwanz, Persianer und namentlich schwarzgefärbter, kurzgeschnittener Bieber ausgekommen. An die Grenze des Gesuchten und Phantastischen streiten die Gesellschaftsschuhe aus Schlangenbaut und die Ballschuhe, die Eidechsen- oder Fischhaut nachzuahmen suchen. Dies geschieht durch aufgenähte gefärbte Stahlschuppen oder durch schuppenförmig geschnittene Perlmutterplättchen. Es können durch geschmack

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19131026026/fragment/page=0002